

**1** Montagmorgen, Kaiserstraße Reutlingen. Dunkle Wolken sammelten sich so langsam an der Achalm, dem Reutlinger Hausberg. Das Frühjahr kam mürrisch ins Land und der Regen fiel reichlich. In der Polizeidirektion machte man sich auf in den Tag. Hauptkommissar Josef Grießinger war wie immer der Erste, der sich an seinen Schreibtisch setzte. Es ging ihm nicht richtig gut. So ein bisschen ein Stechen in der Seite nach den zwei Stockwerken und auch sonst, immer so ein wenig trüb. Er schob das auf das Wetter und den Umstand, dass nichts Besonderes zu tun war. Bevor er sich allerdings ernsthaftere Gedanken machen konnte, trafen die Kollegen ein.

Baisch und Haible kamen miteinander. Wie immer montags, klopfen sie heftig gegen die Tür und Grießinger musste ein lautes »Herein« erschallen lassen. Erst dann kamen sie schließlich ins Büro. Man grüßte sich und erzählte das eine oder andere vom Wochenende.

»Es war net so!«, sagte Baisch.

»Doch, es war so!«, sagte Haible.

»Was?«, fragte dann Grießinger.

»Ach, mir waret bei dem Testschpiel vom SSV gega da Vauefbee.«

»Ond?«, fragte Grießinger.

»D'r Haible moint, des waret koine 4000 Leit«, antwortete Baisch.

»Waret's au et!«, warf Haible ein.

»Ond?«, fragte Grießinger.

»Was ond?«, fragte Baisch zurück.

»Interessiert's oin?«

»Ons scho«, sagte Haible und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Es war der Montagmorgen, der alles ein wenig anders machte. Die drei Beamten setzten sich an ihre Schreibtische und begannen mit ihrer Arbeit. Da waren noch Protokolle zu schreiben, Akten abzulegen, Termine zu vereinbaren. Es war was zu tun. Man schwieg sich die nächsten zwei Stunden aus und arbeitete so vor sich hin. Als es dann kurz vor neun Uhr war, legten sie ihre Stifte weg, nahmen Abstand von der Tastatur des PC und lehnten sich in ihren Stühlen zurück. Vesperzeit. Als ob die Woche jetzt erst beginnen würde, ging nun ein Griff in den anderen. Der eine öffnete

den Schrank, der andere legte die Vesperbrettchen raus und der dritte holte aus dem Kühlschrank das Notwendige. Als dann alles gerichtet war, setzten sie sich gemütlich an ihre Schreibtische hinter ihre Vesperbrettchen – die Woche konnte beginnen.

»Es isch ebbes Guats«, sagte schmatzend Grießinger. »Des isch ein Rauchfleischle, des raucht no!«

Seine Assistenten lachten mit vollen Mündern. Auch sie gaben sich dem Vespern hin, auch auf ihren Brettchen lag eine leckere Schinkenwurst oder eine würzige Schwarzwurst, die den Metzgern auf der Alb alle Ehre machten.

»Ond«, fragte Grießinger in die Runde, »liegt was an?«

»Wir sollten den Bericht für den Herrn Reitzle fertig machen, die Effizienz unserer Abteilung betreffend. Da hast du ja nachher noch den Termin beim Oberchef«, sagte Baisch, wohl wissend, dass das seinem Chef ganz und gar nicht gefiel.

»Effizienz, jetz heb' me!«, rief der nur aus. Damit war dieses Thema erledigt.

»Haible?«

Der schluckte noch schnell nonder. Dann sah er sich in der Lage, zu antworten.

»Bei mir? Nichts Besonderes. Mir hend halt no die alten Fälle«, sagte Haible.

**2** Es war ein schöner Sommermorgen. Emilie Berta Lämmle und ihr Mann Theo saßen gemütlich beim Frühstück. Das kam in letzter Zeit recht selten vor, denn entweder war Theo schon früh im Büro und arbeitete an einem wichtigen Manuskript oder war Emilie in aller Herrgottsfrühe mit Vorbereitungsarbeiten für neue Gäste beschäftigt. Das waren ihre beiden Bereiche: er war zuständig fürs Büro und Emilie fürs Gästehaus.

Emilie blätterte ihren Teil der Zeitung durch und wollte sich eben beschweren, dass sie im Grunde genommen, abgesehen von ein paar lokalen Artikeln, nur Werbeanzeigen und die Todesanzeigen von Theo bekommen hatte, da fiel ihr eine der Anzeigen ins Auge.

»Gottlob Kley?«, sagte sie laut vor sich hin. »Da war doch was mit einem Gottlob Kley? Theo, fällt dir zu diesem Namen was ein?«, fragte sie zu ihrem Mann hinüber.

Theo schaute von seinem politischen Teil der Zeitung auf und runzelte die Stirn. So dachte er nach.

»Da war ein Artikel Ende letzter Woche in der Zeitung. Warte, den finde ich noch!«, rief er und war schon unterwegs. Emilie studierte derweilen die Lebensdaten dieses Mannes. Er war 82 Jahre alt geworden. In der Anzeige war von einem tragischen Unfall die Rede. »Gottlob Kley...«, dachte sie noch, aber dann war Theo schon zurück.

»Hier, wusste ich es doch: Unfall am Wartsteinblick. Na bitte: Gottlob K.!«, rief er stolz aus. Er gab Emilie den Artikel und sie begann zu lesen.

### Unfall oder Selbstmord? – Polizei steht vor einem Rätsel.

Wanderer fanden unterhalb des Wartsteinturms die Leiche eines 82-Jährigen. Die ermittelnden Beamten der Kriminalpolizei Ehingen an der Donau gehen von einer Selbsttötung aus. Gottlob K. aus Dürrenstetten soll seit längerer Zeit wegen gesundheitlicher Probleme in Behandlung gewesen sein. Ungeklärt ist bisher, wie es dem 82-Jährigen gelang, die Wendeltreppe zu be-

steigen. In seinem Blut wurden mehr als 2,8 Promille Alkohol festgestellt. Einen Abschiedsbrief hinterließ er, nach Aussagen des Leiters der Kriminalpolizei Ehingen, nicht. Derzeit findet die Auswertung der kriminaltechnischen Untersuchungen statt, um gegebenenfalls weitere Ermittlungen im Umfeld des Toten durchzuführen.

Emilie lehnte sich zurück und dachte nach. Gottlob Kley, dieser Name weckte Erinnerungen in ihr. Sie schlug die Seite mit der Todesanzeige auf: »Wir trauern um Gottlob Kley. Unser Kamerad ist durch einen tragischen Unfall viel zu früh von uns gegangen. Zum Ehrensapier treffen wir uns vor der Aussegnungshalle auf dem Friedhof Bremelau.«

Kley, Gottlob Kley... Allmählich entstand ein Bild vor ihren Augen. Drei Männer beim Wandern am Wartstein. Recherchen für ein Buch. Das musste bestimmt acht oder neun Jahre her sein. Gottlob Kley, Fritz Bäuerle und Franz Steidel, den alle den »Italiener« nannten. Vom Parkplatz in Anhausen führte die Wanderung damals links der Lauter entlang. Seltsam, sie konnte sich nicht erinnern, seit dieser Zeit nochmals dort gewandert zu sein, obwohl diese Gegend mit ihrer Abgeschiedenheit und wilden Schönheit Emilie in ihren Bann gezogen hatte. Kley war ihr als stiller, fast schüchterner Zeitgenosse im Gedächtnis geblieben. Erst auf dem Wartsteinturm hatte er seine Zurückhaltung verloren. Voll Stolz verriet er damals, dass dieser Turm sein Lieblingsplatz im Lautertal sei. Die Wendeltreppe, die Befestigungen, die guten Wege, das war alles nur dem Albverein zu verdanken. Im Ehrenamt hatte er die Treppe und Brüstungsgeländer konstruiert, zusammengebaut und montiert. Als er die Geschichte der Burg erzählte, war er ganz ergriffen gewesen. Über die Wartsteinruine wusste er alles. Einst war der Wartstein wohl Sitz von Raubrittern gewesen.

Emilie zweifelte an dem Zeitungsartikel. Ausgerechnet an diesem Platz war Gottlob Kley zu Tode gekommen. Für Emilie war weder ein Selbstmord noch ein Unfall eine plausible Erklärung. Niemals wäre Kley vom Turm herabgestürzt. Er hatte das Gelände selbst berechnet und sicher angebracht. 2,8 Promille! Dieser Wert deutete auf eine Alkoholerkrankung von Kley hin. Andernfalls wäre er mit Sicherheit nicht auf den Turm hinaufgekommen. Aber da war noch etwas, das irgendwie mit dem Wartstein und dieser Wanderung von damals zu tun hatte. Emilie marterte ihr Hirn, konnte sich im ersten Moment aber nicht erinnern. Sie war noch einmal an diese Namen der Wanderer erinnert worden, das wusste sie noch. Es musste zwei oder drei Monate her sein, damals, als am Heidengraben die beiden Frauen ermordet worden waren. Eine schlimme Erinnerung für sie, denn der Fall war für sie lebensgefährlich geworden. »Theo, weißt du noch, die Morde am Heidengraben?«, fragte sie ihren Mann.

»Geh' mir damit weg!«, sagte Theo. »Ich möchte daran gar nicht erinnert werden.«

»Aber der Abend, als wir zusammen waren, also als ich zurückkam, da war doch was!« Emilie schaute ihn erwartungsvoll

an. Wenn er wollte, dann hatte Theo ein wahnsinniges Gedächtnis. Vielleicht fiel ihm die Sache wieder ein.

»Da war eine Karte in der Post, da ging es um den Wartstein, glaube ich«, sagte Theo lässig. Worauf Emilie aufsprang, ihm einen dicken Kuss auf den Mund drückte und nun wusste, wonach sie zu suchen hatte.

»Die Postkarte!«, rief sie und war schon aus dem Zimmer. Theo blieb verduzt zurück. Was war denn jetzt wieder los? Er las weiter in seiner Zeitung. Emilie suchte unterdessen verzweifelt in ihrer Schublade. Das war eine bestimmte Schublade in ihrer Schlafzimmerschrankkommode. Dort landete alles, was man zwar kaum aktuell brauchte, aber auch nicht weggeworfen werden konnte. Dort vermutete sie die Karte, die sie auch bald in Händen hielt. Sie eilte damit zurück zu Theo an den Frühstückstisch.

»Ich hab' sie!«, rief sie ihm schon von weitem zu. Sie glaubte, den Text damals gelesen zu haben, erinnerte sich aber nicht mehr genau. Sie schaute sich die Karte nun genauer an.

Es war ein Motiv aus dem Großen Lautertal, vermutlich vom Hohengundelfingen talabwärts aufgenommen. Auf der Rückseite stand, mit kantiger Männerschrift geschrieben:

»Liebe Frau Lämmle, Sie erinnern sich vielleicht noch an eine gemeinsame Wanderung zum Wartsteinblick? Ihr Fachwissen und Ihr Sinn für seltsame Geschichten haben mich damals tief beeindruckt. Dürfte ich Sie bitten, mir bei der Suche nach einem Wanderkameraden behilflich zu sein? Er wurde zuletzt am Wartstein gesehen. In der Hoffnung auf baldige Antwort, Ihr Fritz Bäuerle (Fernsprecher 07383 ...)«

Wie hatte sie diese Karte vergessen können? Natürlich, die Sache am Kienbein war ihr ganz nahe gegangen, hatte sie verletzt und verunsichert. Da war es nur erklärlich, dass sie sich nicht gleich auf den nächsten Fall stürzen wollte. So war die Karte dann eben

in der Kommodenschublade gelandet. Und ein paar Monate später zog sie diese Karte aus einem Altpapierstapel, weil sie die Todesanzeige und die Zeitungsmeldung zu Unfall und Tod von Gottlob Kley gelesen hatte. Emilie hoffte inständig, dass dieser Tod nichts mit dem Verschwinden von Franz Steidel zu tun hatte.

»Emilie, hallo, bisch da? Kommet heit koine neie Gäscht?« Sandra stand in der Küchentür, mit Wischmopp und Staubsauger bewaffnet. Und sie sah ziemlich schaffig aus.

Entsetzt warf Emilie einen Blick auf die Küchenuhr.

»Verflix, ich habe gar nicht gemerkt, wie spät es ist! Sandra, ich komme gleich«, rief sie nach draußen und legte die Postkarte auf den Tisch. Sie würde sich darum kümmern müssen. Dann beeilte sie sich, ihren Pflichten nachzukommen.

**3** Die Tür zum Büro der Mordkommission ging ziemlich schwungvoll auf. Baisch und Haible, die beiden Kriminalkommissare, zuckten zusammen. Wenn ihr Chef, Kriminalhauptkommissar Josef Grießinger, mit so viel Dampf das Büro betrat, drohte ihnen meist Ärger. Er war bei ihrem Oberchef Reitzle gewesen. Offensichtlich war die Besprechung nicht sehr gut verlaufen, wenn er mit einer solchen Laune zurückkam. Grießinger stürmte zu seinem Schreibtisch. Sorgfältig zog er seine hellgraue Stoffhose über den Knien ein Stückchen hoch und setzte sich dann bedächtig in seinen altgedienten Bürostuhl aus den Siebzigerjahren. Das Quietschen und Knarren nahm er gerne in Kauf, denn der Stuhl erfüllte noch immer gut seine Funktion. Er warf nichts fort, nur weil es alt war.

Vielleicht wirkte Grießinger deshalb auf andere ein wenig altmodisch. Seine Hosenträger, die Strickwesten in dezenten Blau- oder Grautönen, seine Schiebermütze mit klassischem Pepitapattern und natürlich sein Strich 8, den er vehement gegen alle Fuhrparkerneuerungen verteidigt hatte, trugen nicht unbedingt dazu bei, ein moderneres Bild von ihm zu vermitteln. Grießinger war bodenständig, konservativ, etwas ehrenkäsiger, aber ein akkurater und erfolgreicher Ermittler. Zumindest früher. Seine beiden Kollegen Georg Baisch und Eugen Haible waren ihm mehr oder

weniger wesensverwandt. Sie teilten im Grundsatz seinen Kleidergeschmack. Nur Haible wagte hin und wieder ein modisches Experiment und kam mit einer Jeans ins Büro.

Ihre Leidenschaft war, genauso wie die ihres Chefs, das schwäbische Vesper in allen seinen genussvollen Variationen und mit allen seinen notwendigen Zutaten. Nach vielen Jahren gemeinsamer Vesperpausen, die in der Polizeidirektion Reutlingen einen legendären Ruf genossen, konnten sie sich zu Recht als Albschinkenexperten, Schinkenwurstkenner und Schwarzwurstliebhaber bezeichnen. Sichtbares Zeichen und Auszeichnung dieser Kenner-schaft war der leichte Bauchansatz, der sich bei allen dreien nur noch schwer verbergen ließ. Aber jetzt war Grießinger gereizt, wenn nicht gar richtiggehend narret.

»Herrschaften, der Reitzle ist ein Schafseggel, wie er im Buche steht. Ich sag's euch. So ein hondsladricher Saubachel.«

»Pst! Net so laut, Chef. Wenn das jemand hört, dann fliegst du hier hochkant raus. Immerhin ist er unser aller Vorgesetzter.« Baisch versuchte Grießinger ein klein wenig zu beruhigen.

»Du bisch bleeder wia zwoi Roia Kopfsalad! Des ka jeder hera, weil's eba au stemmt. Der Reitzle möchte uns vorschreiba, wer wann was zom Schaffa hot. G'schwollenes Zuigs hot 'r rausgeschwätzt. Von wäga ressourcenoptimierte Arbeitsabläufe, kompetenzorientierte Ermittlungsbereiche, integrative Arbeitsprozesse und interdisziplinäre Arbeitsgruppen. I ben grad froh, dass es no zsammabreng. So en Allmachtsglumb ond hochgschdochenes G'schwätz. Glaubed ihr, irgendoin von onsera Kunda interessiert, ob er prozessoptimiert verhaftet worda ischt? Da schaffst du faschd 35 Jahr für den Laden hier ond jetzed soll alles ineffektiv und ressourcenstrapazierend gwesa sei. Der isch ja ned rechd bacha.«

Haible amüsierte sich diskret über die hin und wieder sehr handfeste, bildliche Ausdrucksweise seines Chefs. Der Schwabe verwendet mitunter Kraftausdrücke, bei denen ein Nichtschwabe wenigstens die Gesichtsfarbe wechselt. Je nachdem. Dabei war manches längst nicht so gemeint, wie es klang. In Tübingen erzählte man sich dazu den Gogenwitz von dem Professor, der einem Gogen im Weinberg begegnet und, weil er die jungen Pflanzen niedertritt, vom Gogen eine wüste schwäbische Schimpftirade zu hö-

ren bekommt. Der Professor entschuldigt sich, er habe das nicht gewusst. Worauf der Gog antwortet: »Deshalb sag es en Guatem.«

»Was regt dich denn so auf, Chef? Hat der Reitzle dich in die Sitte versetzt oder dir womöglich eine Stelle im Drogendezernat angeboten?«

Baisch war jetzt doch ernsthaft besorgt um Grießingers mörderisch schlechte Gemütsverfassung.

»Jetzt erzähl, warum der Reitzle so hochgestochen herausschwätzt. Du hast ja einen ganz roten Kopf.«

»Unser werter Herr Reitzle hat sich in den Kopf gesetzt, dass er die Wirtschaftlichkeit unserer Ermittlungsarbeit untersucht. Dabei hat er festgestellt, dass wir pro Fall etwa 24,53 Stunden mehr brauchen als vergleichbare Mordkommissionen im Ländle.« Grießinger holte Luft.

»Außerdem hat er aus unseren Polizeiberichten anscheinend herausgelesen, wer im Team für welche Arbeiten am besten geeignet ist.«

»Und, was hat er da herausgefunden?« Seine beiden Kollegen sahen ihn gespannt an.

»Der Reitzle hat mir per Dienstanweisung mitgeteilt, dass wir zukünftig kontinuierlich mit einer Person im Büro Präsenz zeigen sollen.« Dabei sah er Baisch an. »Du, Baisch, bist ab sofort im Innendienst eingeteilt. Zuständig für alle Rechercharbeiten und Ermittlungsaufgaben, die man von hier aus erledigen kann.«

»Pfuuh, das hätte aber auch schlimmer kommen können, Chef.« Baisch wirkte durchaus erleichtert und keineswegs betrübt über diese Dienstanweisung. Bei den letzten Ermittlungsfällen hatte er sich immer öfter die Frage gestellt, ob er bis an sein Lebensende irgendwelchen Mörderbuben hinterherspringen sollte.

»Du, Haible, sollst zukünftig mit mir vor Ort ermitteln. Zeugenbefragungen und die Beweisaufnahme.«

»Und was machst du, Chef?« Haible und Baisch waren jetzt doch wonderfidzig.

»Was meinst du damit, Haible? Glaubst du vielleicht, ich hätt' jetzt nichts mehr zum Schaffen, oder? Ohne mich steht ihr doch wie Ochsen vor dem Stall und findet das Tor nicht!« Grießinger wirkte höchst unzufrieden mit dieser »neuen« Aufgabenverteilung.



Seine Kollegen sahen sich indes nur verwundert an. Reitzle hatte genau genommen nur eine längst bestehende Arbeitsteilung zur Dienstanweisung gemacht. Sonst nichts. Abgesehen davon, dass er Baisch nun offiziell in den Innendienst versetzt hatte. Aber diesen Antrag hätte der Kriminalkommissar Baisch sowieso demnächst selbst gestellt.

»Nimm es nicht so schwer, Chef. So sind sie halt, die Verwaltungsfachleute. Keine Ahnung von der Praxis.« Baisch trat Haible mit voller Wucht gegen sein Schienbein.

»Auuuu...ch wenn es manchmal hart ist, Chef. Wir machen einfach so weiter wie bisher, nur dass wir den Baisch öfter nicht mitnehmen. Oder? Jetzt tät ich ein Vesper richten auf den Schreck. Der Baisch hat gestern direkt aus der Wurstküche vom Räpple eine Schinkenwurst geholt, die sensationell gut sein soll.« Baisch nickte eifrig und richtete dankbar seinen Blick gen Himmel. Ein Segen, dass Gott uns die Metzgerskunst geschenkt hatte.

»Nix Vesper. Des könnt ihr vergessen!«, sagte Griebinger grantig. Sein düsterer Blick verhieß nichts Gutes.

»Wie meinst du das? Nix Vesper? Meinst du wahrhaftig, koi Vesper?« Seine beiden Assistenten schauten ihn erstaunt an.

»So, wie ich es gesagt habe, ihr zwei Hauptkerle. Der Reitzle hat mir unmissverständlich deutlich gemacht, dass wir während der Arbeitszeit in unserem Büro zukünftig das Vespern zu unterlassen hätten. So schwer es ihm fiele und leidtue bei dem hervorragenden Schinken. Unten bei der Sitte haben die Kollegen angeblich begonnen, regelmäßig Sushi frisch herzustellen und mit asiatischer Gelassenheit zu verspeisen. Der Reitzle hat gesagt, beim ihm gelte gleiches Recht für alle, und wenn das so weiterginge, dann würden sie bei den Drogen demnächst vermutlich anfangen, Plätzle zu backen, und die Jungs vom Einbruch und Diebstahl hatten sich bereits letzte Woche zum Weißwurstfrühstück getroffen.«

»Auweh, Chef. Das klingt gar nicht gut. Was machen wir jetzt?« Baisch und Haible waren blass geworden.

Das gemeinsame Vesper bedeutete für sie mehr als bloße Nahrungsaufnahme. Es hatte die Kommissare über die Jahre zu einer verschworenen Gemeinschaft zusammengeschweißt. Vesper war ein Stück Freiheit für sie. Keine Frauen, die zum Wegschneiden

des Fettes am Rauchfleisch ermahnten, keine Vorhaltungen über die Schädlichkeit des Griebenschmalzes, keine Verbote und vorwurfsvollen Blicke beim Salz auf dem Radiesle, keine Einschränkungen hinsichtlich der Brot-Wurst-Verhältnisses. Außerdem hatte das Vesper immer eine heilsame Wirkung auf ihre oft strapazierten Polizistenseelen gehabt. Etliche Male hatten sie den Wahnsinn ihrer Arbeit gemeinsam mit einem Stück Schwarzwurst oder einem Rauchfleisch viel leichter verdaut.

»Nix Vesper heißt: koi Wurst, koi Brot, koin Käs und sonst gar nichts, meine Herrschaften. Der Reitzle hatte noch gemeint, wir könnten gerne in der Kantine vespern. Wenn es ein Rauchfleisch gäbe, täte er auch mal mit dem Oberstaatsanwalt vorbeikommen, quasi hochhoffiziell und genehmigt.« Griebingers Spott über den Vorschlag von Reitzle war nicht zu überhören. »Herrschaften, wer hätt no au denkt, dass es amol so weit kommt?«

»Chef, des Leben ist halt kein Schlotzer.« Baisch und Haible sahen sehr deprimiert aus.

**4** Seit ihrem letzten Fall hatte Emilie dienstlich nichts mehr von Thomas Reitzle, dem Leiter der Kriminalpolizei Reutlingen, gehört. Er hatte sich noch ein paarmal nach ihrem Gesundheitszustand erkundigt und ihr jegliche Hilfe angeboten. Eine Anfrage zu einem neuen Fall war ausgeblieben. Eine Zeitlang war Emilie erleichtert darüber, aber immer öfter fand sie es jedoch bedauerlich. Die Mitarbeit in komplizierten Kriminalfällen faszinierte Emilie. Die Geschichten der Täterinnen und Täter, der Blick in menschliche Abgründe und das Rätselhafte der Motive zogen sie in ihren Bann und trieben sie an.

Reitzle hatte Emilie vor mehr als zwei Jahren für die Arbeit der Polizei »angeworben«. Anfangs als Profilerin, im Team mit dem Kriminalhauptkommissar Josef Griebinger. Daraus ergab sich allerdings eine hochexplosive Arbeitsbeziehung, die Emilie an den Rand ihrer Geduld und Leidensfähigkeit brachte. Griebinger verstand es vortrefflich, sie immer wieder in Rage zu bringen. Entweder er jammerte, was sein katholisch erzogenes Auge bei ihrem

Anblick alles ertragen musste, oder er beschwerte sich über den Duft ihres Chai, der für sie wie ein Lebenselixier war. Die Teemischung mit dem besonderen Duft trank sie deshalb entsprechend häufig und bereitete ihn, wenn möglich, vor Ort frisch zu.

Grießinger fand immer einen Grund zu lästern und zu sticheln. Dabei hatte Emilie sich im letzten Fall deutlich gemäßiger gekleidet als bei ihrer ersten Begegnung, im Rahmen des Ermittlungsfalles mit dem toten Schäfer vom Sternberg. Emilie stellte mit großer Leidenschaft ihre Kleider, Muster und Farben zusammen. So war es nicht außergewöhnlich, dass sie im Sommer ihre gelben Lieblingsgummistiefel mit einer froschgrünen Strumpfhose, einem roten Minirock sowie einer ausgedienten kommunistischen Einheitsjacke kombinierte. Niemals durfte ein Schal und eine Kopfbedeckung fehlen. Von der russischen Fellmütze mit Ohrenklappen bis zur Batschkapp fand sich alles in ihrem Kleiderschrank, was ihr Freude machte und warm gab.

Bei den letzten gemeinsamen Ermittlungen am Heidengraben waren die Auseinandersetzungen zwischen dem Kriminalhauptkommissar und Emilie eskaliert. Reitzle hatte sich eingeschaltet und Emilie direkt seinen Anordnungen unterstellt. Auf ausdrücklichen Wunsch Emilies verzichtete er zukünftig darauf, sie als Profilerin zu bezeichnen. Emilie selbst beschrieb sich als Beraterin und Vermittlerin zu Themen, die das Vorstellungsvermögen der Mordkommission überstiegen. Dazu gehörten auch Spezialgebiete wie Geomantie, spirituelle Fragen und Bräuche sowie esoterische Phänomene. Emilie war nichts fremd.

Seit vielen Jahren befand sie sich auf dem Weg zur Heilerin, außerdem war sie als profunde Kennerin der Alb bekannt und hatte ein paar Semester Psychologie studiert. Manche nannten sie eine Hexe, andere besuchten sie in Bremelau in ihrem Gästehaus und baten sie um Rat in allen möglichen und unmöglichen Dingen.

Mit der Postkarte von Fritz Bäuerle in der Hand stand Emilie vor der Bürotür von Thomas Reitzle. Er hatte sich aufrichtig gefreut, als sie angerufen hatte. Jetzt war sie sich nicht mehr so sicher, ob es eine gute Idee gewesen war, mit der Postkarte von Bäuerle gleich zu Reitzle zu gehen. Was hatte sie schon in der Hand, außer ein

paar Vermutungen und dem tragischen Tod eines alten Mannes, der betrunken von einer alten Burgruine gefallen war? Obendrein hatte sich alles im Alb-Donau-Kreis abgespielt. Reitzle war jedoch zuständig für den Landkreis Reutlingen.

Beherzt klopfte Emilie an. Das sonore »Herein« nahm ihr jede Unsicherheit. Reitzle würde zumindest zuhören. Seine ehrliche Meinung zu ihren Gedanken bedeutete ihr viel.

Nach einer freundlichen Begrüßung und aufrichtigen Fragen nach dem jeweiligen Befinden legte Emilie die Postkarte von Bäuerle auf den Tisch. Der Leiter der Kriminalpolizei las sie aufmerksam durch und blickte Emilie fragend an.

»Ich denke, da ist was dran. Vor ungefähr acht Jahren habe ich diesen Bäuerle bei Buchrecherchen kennengelernt. Damals waren wir mit einem Franz Steidel und einem Gottlob Kley am Wartstein unterwegs. Franz Steidel ist vermutlich verschwunden. Kley ist jetzt tot. Vielleicht haben Sie es gelesen? Am Wartstein abgestürzt. Diese Karte wurde bereits vor etwa drei Monaten an mich geschickt. Möglicherweise ist demnach auch Fritz Bäuerle in Gefahr. Übrigens: Alle drei wohnten zumindest vor acht Jahren noch in Dürrenstetten. Damit fiel die Zuständigkeit durchaus in den Kreis Reutlingen.«

»Und, was noch? Ziemlich dünn, Frau Lämmle. Das wird unserem Staatsanwalt für ein Ermittlungsverfahren nicht reichen. Den Fall Kley haben unsere Kollegen im Alb-Donau-Kreis mit Sicherheit bereits abgeschlossen. Es soll sich doch um einen Selbstmord oder Unfall gehandelt haben?«

Emilie war enttäuscht. Sie vermutete, dass mehr als die Suche nach einem Wanderkameraden hinter dieser Postkarte steckte. Aber ihr war auch klar, dass Reitzle ohne einen konkreten Verdacht nichts veranlassen konnte. Emilie wollte aufstehen, um sich zu verabschieden, da räusperte sich Reitzle und sah sie prüfend an.

»Besuchen Sie doch mal diesen Bäuerle und lassen Sie sich die ganze Geschichte mit seinem verschwundenen Freund erzählen. Fragen Sie bei der Gelegenheit, was er von Kley weiß. Aber erwarten Sie beim derzeitigen Stand keinen offiziellen Ermittlungsauftrag. Zum einen müssten wir umgehend Gießinger in Kenntnis setzen, zum anderen würden wir uns vielleicht ziemlich lächerlich machen. Der Staatsanwalt stöhnt sowieso täglich über seine Aktenberge.«

Emilie sah ihn dankbar an. Reitzle hatte ihr seine Unterstützung zugesagt, das war mehr, als sie insgeheim zu hoffen gewagt hatte.

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied und Reitzle hielt verschwörerisch einen Finger auf den Mund. Beim Hinausgehen lächelte Emilie. Sie ahnte, was Reitzle zukünftig vorhatte. Emilie konnte durchaus sehr verschwiegen und diskret sein. Vielleicht könnte sie ihren Freund Fritz Lichtner von der Spurensicherung anrufen? Der könnte versuchen, etwas mehr über den Gottlob Kley herauszufinden. Aber das hatte noch Zeit.

An diesem Abend kam der Kriminalhauptkommissar grantig nach Hause. Das merkte seine Frau schon daran, wie er die Garagentür zufallen ließ. Bei schlechter Laune geschah das mit einem lauten Knall; wenn er gut gelaunt war, fing er die Tür elegant ab. Sie hatte ihm ein deftiges Vesper gerichtet. Vielleicht ließ sich damit der Abend noch retten. Als Frau eines Kriminalhauptkommissars war sie so einiges gewohnt, als Frau eines Josef Griebinger sogar noch ein bisschen mehr.

»n Obend«, grüßte er kurz angebunden vom Flur in die Küche hinein.

»Guten Abend, Schatz. Wie war dein Tag?«, fragte sie gleich und wusste, das trieb ihn jetzt entweder zur Weißglut oder er nahm's mit Humor.

»Des war ein Tag! Shtell dir vor, d'r Reitzle hot uns des Veschern im Amt verboten! Eine Jessassauerei!«

»Des kann der doch net macha!«, rief sie gleich zurück.

»Anscheinend schon, wie es aussieht«, sagte er bloß, setzte sich in seinen Sessel und studierte die Zeitung vom Tag.

Martha Griebinger deckte derweil den Tisch fürs Vesper. Sie hatte einen kleinen Leberkäs ausgebacken und einen Kartoffel-Gurken-Salat mit gekochten Eiern garniert, den ihr Mann sehr gerne aß.

»Isscht halt net so viel von dem Grombiera-Salat, Schatz, wegen deim Magen!«, konnte sich Martha Griebinger nicht verkneifen. Griebinger setzte sich an den Tisch, besah sich die Auslage wie ein Kommandeur seine Truppen. Und war zufrieden, vor allem der schlonzige Kartoffel-Gurken-Salat versöhnte ihn wieder mit

dem Tag. »Des sieht aber sehr gut aus«, sagte er und schnitt sich ein Stück Leberkäs ab. »Ein feiner Leberkäs! Vom Fallenschütz?«, fragte er seine Frau.

»Aber selbstverständlich, Schatz«, antwortet die mit einem Lächeln. Das würde ein sehr schöner Abend werden.